

Die andere Seite der Medaille





Würdigung

Kanzlerin Angela Merkel und der damalige Verteidigungsminister Franz Josef Jung posieren am 6. Juli 2009 mit den ersten von bisher 28 Bundeswehrsoldaten, denen das Ehrenkreuz der Bundeswehr für Tapferkeit verliehen wurde.



Magisches Denken beginnt mit Symbolen

Mit kleinen Zeichen, die große Wirkung entfalten sollen. Etwa mit der Hoffnung, dass etwas so Winziges wie ein Kreuz aus vergoldetem Metall seinen Träger verwandeln kann. Dass es seinen Schmerz lindert. Dass es ihn mit der Welt und seiner Vergangenheit versöhnt.

Der 6. Juli 2009 war regnerisch und kühl für einen Sommertag in Berlin. Wenige Kilometer vom deutschen Lager in Kundus entfernt starben vier US-Soldaten, als eine Bombe explodierte, und Angela Merkel verlieh die ersten vier Tapferkeitsorden in der Geschichte der Bundesrepublik. Im Foyer des Kanzleramts spielte eine kleine Blaskapelle Händel und Bach, nicht die Nationalhymne. Die Kanzlerin kam in einem grauen Hosenanzug. Er hatte fast den gleichen Farbton wie die Jacken der Fallschirmjäger. Der damalige Verteidigungsminister Franz Josef Jung stand daneben, als die Soldaten das neue Kreuz auf die Brust geheftet bekamen. Einige der Männer lächelten, während Merkel an ihrer Brusttasche nestelte, andere fixierten einen Punkt in der Ferne. In ihrer Rede ersparte die Kanzlerin dem Publikum die Details. Sie erwähnte nur, dass die vier nach einem Suizid-Anschlag versucht hatten, die Leben mehrerer afghanischer Kinder und Bundeswehrsoldaten zu retten. Dann fügte sie hinzu: »Wir alle,

Zwanzig Jahre lang half die Bundeswehr, die afghanische Regierung gegen die fundamentalistischen Taliban-Gruppen zu verteidigen. Es waren blutige Jahre. Insgesamt starben auf allen Seiten im Konflikt in Afghanistan nach Schätzungen der US-amerikanischen Brown University zwischen 2001 und 2019 mehr als 157 000 Menschen.

die wir glücklicherweise noch nicht in einer solchen Situation waren, können uns das gar nicht richtig vorstellen.« Und das gilt heute, nachdem 24 weitere Kreuze vergeben wurden, noch immer.

Die einzige Auszeichnung für außergewöhnlichen Mut, die die Bundesrepublik an Soldatinnen und Soldaten vergibt, trägt eine längliche Bezeichnung: Ehrenkreuz der Bundeswehr für Tapferkeit. In der Stiftungsurkunde für das Ehrenkreuz steht, dass »die auszuzeichnende Tat weit über das normale Maß der ›Grundtapferkeit‹ hinausgegangen« sein muss. Die Medaille ist je 48 Millimeter lang und breit, ein Balkenkreuz in Gold. Alle 28 verliehenen Auszeichnungen gingen an Afghanistan-Veteranen, allesamt Männer. Die Bundesregierung hatte den Orden geschaffen als Anerkennung für das, was den Soldaten am Hindukusch zugemutet worden war.

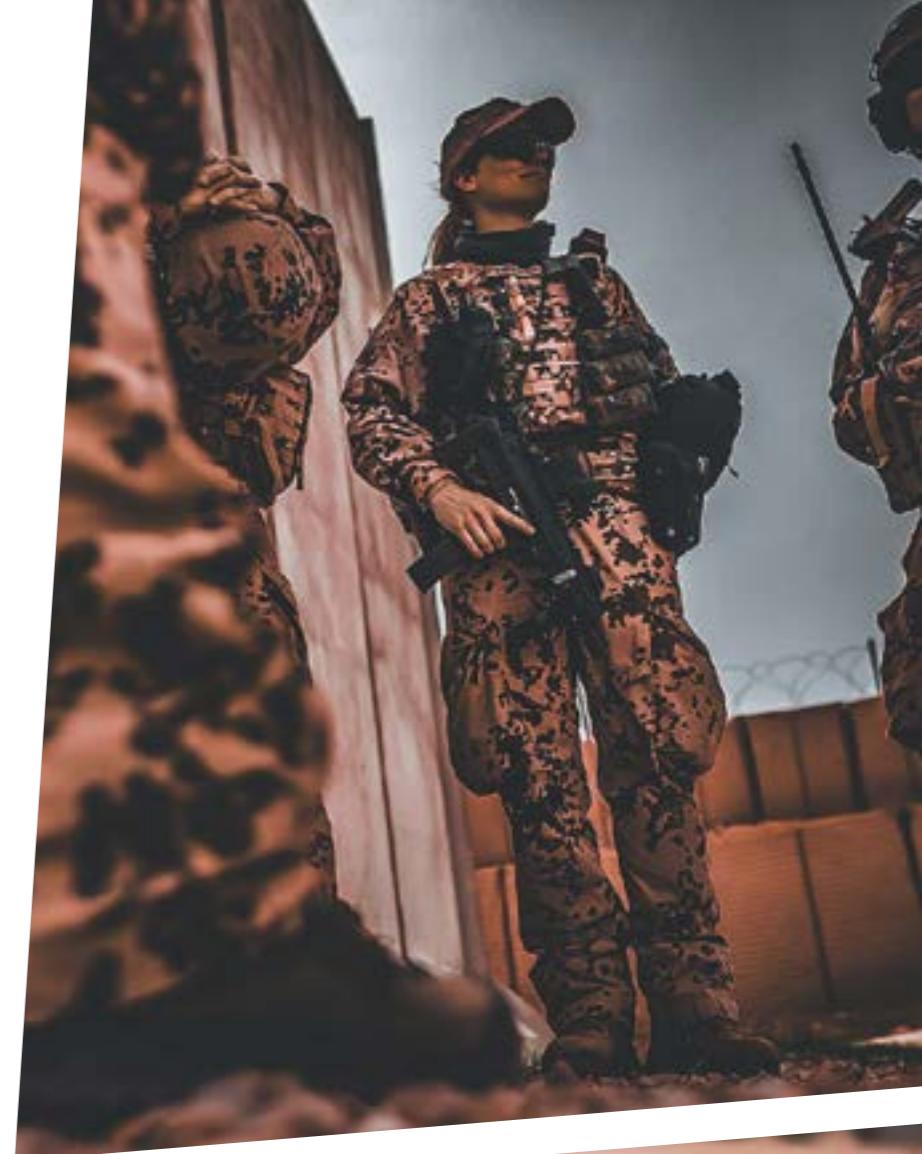
Zuletzt waren militärische Tapferkeitsorden in Deutschland im Jahr 1945 vergeben worden, in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges, als sowjetische Truppen schon in Berlin standen. Im ganzen Krieg hatten die Nazis wohl mehr als drei Millionen Eiserne Kreuze verliehen, womöglich sogar fast fünf Millionen. Seither hatte es so eine Auszeichnung in Deutschland nicht mehr gegeben.

In dieser Zeit wahren mehr als **100 000 Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr**



Gefahr

Soldaten der Bundeswehr in Baghlan am 19. Oktober 2012: Der Außenposten in Nordafghanistan galt lange als gefährlichstes Einsatzgebiet der Bundeswehr.



In Afghanistan

Die Mehrheit verbrachte ihre Zeit dort in schwer gesicherten Camps, etwa in der Logistik, Medizin, Küche. Sie bekamen vom Krieg nur einen kleinen Ausschnitt mit. Die Lager wurden hin und wieder beschossen, aber sehr viel gefährlicher war der Krieg für eine relativ kleine Gruppe von einigen Tausend Infanteristen – Jägern, Gebirgsjägern, Fallschirmjägern, Panzergrenadierein, Spezialkräften.

Sie trugen die meisten Gefechte aus, sie erlitten die meisten Verwundungen in Sprengfallen und Anschlägen, sie beklagten die meisten der 59 toten deutschen Soldaten – und auf sie entfallen alle Ehrenkreuze für Tapferkeit. Seit Ende 2014 schickt die Bundeswehr keine eigenen Truppen mehr in Gefechte, sondern konzentriert sich auf die Ausbildung der afghanischen Armee. Danach gab es auch keine Verleihung der Tapferkeitsmedaille mehr. Zurückgeblieben



sind die Menschen, die in diesem Krieg gekämpft haben. Die ihre Wunden und ihre Triumphe mit nach Hause genommen haben. In diesem Text geht es um fünf von ihnen. Sie haben Leben gerettet und genommen. Sie verwundet, am Körper und an der Seele. Sie hatten oft unfassbares Glück und manchmal nicht. Einer ist heute General, einer ist Sportschütze, einer kämpft mit seinem Trauma, einer ruht neben dem Kirchturm in Hermsdorf in der Oberlausitzer Heide, unter der Statue eines Engels.

Tarnung

Anders als in Deutschland gewohnt, verwendet die Bundeswehr in klimatisch wärmeren Regionen wie Afrika oder dem fernen Osten, eine leicht abgewandelte Version des bekannten 5-Farb-Flecktarn Musters. Diese orientiert sich an den Sandtönen von Wüstenregionen.



Der
Soldat
der
den Krieg
verflucht



Rollenverteilung

(l.o.)Panzergrenadiere auf Patrouille.
(r.o.)Scharfschütze in Afghanistan, Kunduz, im Rahmen der Mission ISAF, am 27.08.2010.



Engins Hände bewegen sich ohne Unterlass.

Er presst sie zusammen, so fest, dass die Knöchel hervortreten. Engin redet so schnell, dass man manchmal das Gefühl hat, er möchte zwei Wörter gleichzeitig sagen, um es schneller hinter sich zu bringen. Seinen Nachnamen will er nicht in der Zeitung haben. Er sitzt im Tarnfleck da, in der Kaserne in Seedorf, Niedersachsen, 60 Kilometer von Bremen, 80 Kilometer von Hamburg entfernt, im schmucklosen Büro der Presseoffizierin.

Engin kam spät zur Bundeswehr, mit 26. Er hatte erst eine Ausbildung zum Physiotherapeuten gemacht, einige Jahre gearbeitet, aber dann kam der alte Traum zurück: Soldat zu sein.

Seine Eltern gehörten zur türkischen Minderheit in Griechenland. Sie wanderten in den Sechzigerjahren nach Löhne aus, Ostwestfalen, 40 000 Einwohner, Deutschlands Küchenhauptstadt, wo vier Küchenhersteller jedes Jahr Zehntausende Möbel herstellen. Der Vater arbeitete als Tischler. Im Urlaub fuhren sie jeden Sommer mit dem Opel Kadett nach Griechenland und in die Türkei.

Engin sah dabei die Soldaten an den Grenzübergängen. Er war fasziniert von den jungen Männern mit ihren Waffen. Das hat ihn nie ganz losgelassen.

Die Eltern waren dann nicht begeistert. Sie verstanden nicht, wieso er seinen sicheren Job als Physiotherapeut aufgeben wollte, um sich aus Flugzeugen zu stürzen. Er ging zu den Fallschirmjägern, denen, die in den Kosovo geschickt wurden und nach Afghanistan, und wurde zum Scharfschützen ausgebildet.

Für die Bundeswehr wurde der Einsatz in Afghanistan 2006, in dem Jahr, in dem Engin Soldat wurde, plötzlich gefährlich. In den ersten Jahren war die Bundeswehr in Kabul noch Patrouillen ohne Helm und Schutzweste gefahren, in ungepanzerten Fahrzeugen. Die Taliban waren Ende 2001 geflohen oder untergetaucht. Die Verbündeten des Westens schienen die Lage im Griff zu haben. Im ersten Jahr hatten die USA lediglich 7000 Soldaten im Land, was völlig ausreichend erschien. Mitte 2006 eskalierte dann der Widerstand gegen die NATO-Truppen. Im Süden des Landes, in den Provinzen Helmand und Kandahar, brach ein Guerillakrieg aus. 139 Suizid-Anschläge, 1677 Attacken mit selbst gebastelten Bomben, 4542 bewaffnete Angriffe zählte die NATO im Jahr 2006.

Während einige Länder wie Kanada, die Niederlande und Frankreich ihre Kampftruppen in den folgenden Jahren abzogen, weitete die Bundeswehr ihren Auftrag aus. Deutsche Einheiten wurden in den Norden des Landes gesandt, nach Mazar-i-Scharif, später auch in die Regionen um Kunduz und Baghlan. Viele erwarteten, dass der Norden ruhiger bleiben würde als der Rest des Landes.



Teamfähigkeit

Gegenseitiges Vertrauen ist für Bundeswehrsoldaten unerlässlich. Insbesondere in Gefahrensituationen muss jedes Teammitglied funktionieren.

Aber die Gewalt erreichte die Bundeswehr auch dort.

Als Engin im Juli 2010 mit seiner Kompanie nach Afghanistan geschickt wurde, waren drei Monate zuvor drei Fallschirmjäger aus Seedorf bei einem Gefecht im Ort Isa Khel getötet worden. Während der Vorbereitung auf den Einsatz wurde Engin und den anderen gesagt: Ihr werdet Verluste haben.

In Kunduz, so berichtet Engin es heute weiter, war es heiß und trocken. Gleich bei der ersten Patrouille wurden sie beschossen. Das Land war fremd und doch manchmal merkwürdig vertraut. Engin verstand mit seinem Türkisch viel von dem, was die Usbeken auf den Märkten sagten. Er hatte geahnt, dass es hart werden würde. Aber nicht das.

Zwei Tage lang verteidigte er mit seinem Scharfschützenpartner und ein paar Katakauenden afghanischen Polizisten einen kleinen Außenposten der Polizei vor Angriffen der Taliban. Wenn die Situation zu brenzlig wurde, kamen einige deutsche Soldaten zur Unterstützung. »Ich hatte Angst, da zu krepieren«, sagt Engin heute. »Ich habe meine Helmkamera gar nicht erst angeschaltet, weil ich dachte, ich filme vielleicht meinen eigenen Tod.«

Er sagt, er stand wenige Meter entfernt, als sich am 7. Oktober 2010 ein Jugendlicher am Eingang ihrer Stellung in die Luft sprengte und den Fallschirmjäger-Sanitäter Florian Pauli tötete. Engin hörte den Jungen noch nach dem Übersetzer fragen, auf Usbekisch, Tercüman asker, »Übersetzungs-soldat«, dann der Knall. »Wir waren nur 15 Mann da. Der Sanitäter war tot, drei waren leicht verwundet, einer schwer, einer hatte was in die Augen bekommen.« Engin versorgte den Schwerverletzten mehr als eine Stunde lang, bis der Rettungshelikopter kam, während der Trupp ohne Unterlass beschossen wurde.

Später ging auf der Suche nach verdeckten Sprengfallen direkt neben Engins Fahrzeug eine Straßenbombe hoch. Engin lag zu dem Zeitpunkt ungeschützt oben auf einem Fuchs-Panzer, wo er mit seinem Gewehr den anderen Deckung geben sollte.

Er wurde aus zwei Metern Höhe hinuntergeschleudert. »Meine ganze rechte Körperhälfte schwarz. Überall waren kleine Löcher in der Haut. Ich hatte Angst, dass ein Splitter in die Lunge durchgegangen ist.« Er blieb nahezu unverletzt.

Nach der Explosion der Straßenbombe hatte der deutsche Maschinengewehr-Schütze in Angst seine Waffe verlassen. Sie standen ungeschützt auf offener Fläche. Engin ging trotz seiner Verbrennungen ans Maschinengewehr und hielt die Stellung. Hierfür bekam er später das Ehrenkreuz für Tapferkeit.

Engin erzählt, dass er sich selbst damals in Gefechten manchmal zehn Sekunden gab, um das Gefühl der Angst zuzulassen. Er duckte sich dann kurz weg, hielt inne. Dann sei er wieder aufgestanden und habe weiter gekämpft. »Ich habe damals gelernt, diese Gefühle zu unterdrücken. Ich habe Angst, Ekel, Hass, Hilflosigkeit einfach nicht mehr zugelassen. Ich habe funktioniert, oft sehr gut.« Er versteht die Auszeichnung bis heute als etwas, das er bekommen hat für »all die Scheiße, die mir passiert ist.« Es ist ein Orden für jene

extreme Form der Belastbarkeit, von der niemand vorher wissen kann, ob er sie in sich trägt oder nicht.

Als er zurück in Deutschland war, begleitete ihn zunächst nur das Piepen im Ohr, der Tinnitus, der von der Bombe des Suizid-Attentäters zurückgeblieben war. Das Piepen ist noch heute da. Im Gespräch wird es immer lauter, so erzählt er es, je länger er von Afghanistan erzählt. »Ich habe seit fast elf Jahren keinen ruhigen Augenblick mehr gehabt«, sagt er. Fünf Jahre nach seiner Rückkehr kamen die unterdrückten Gefühle hoch.

»Alles, was ich tief in mir drinnen verschlossen hatte: Wut, Todesangst, Verzweiflung.«

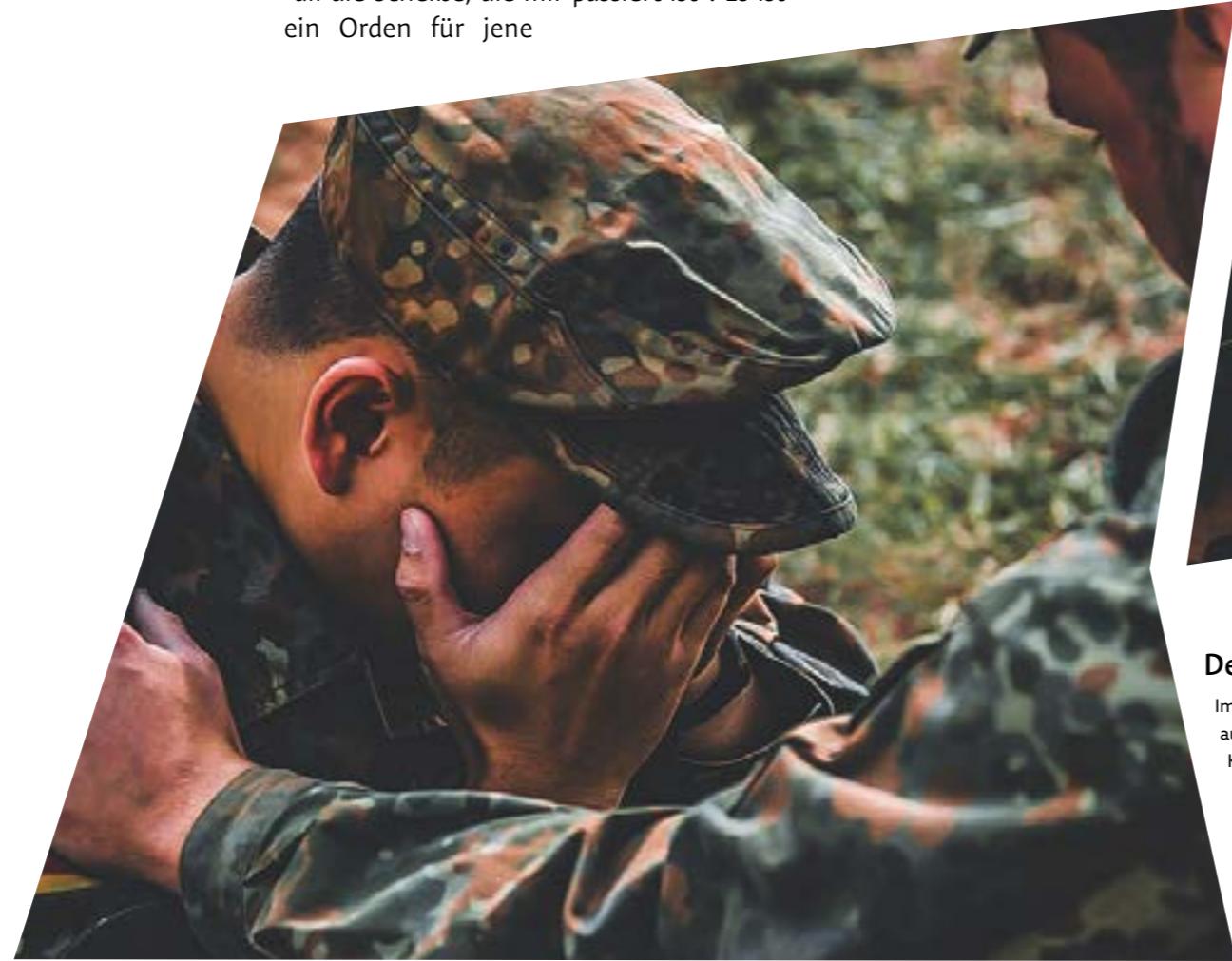
Oft dauere es bis zum Morgengrauen, bis er einschläft. Aber in Deutschland, sagt Engin, verstehen die Menschen nicht, was mit ihm los ist. »Ich stand irgendwann an der Kasse bei Aldi und hatte Angst, dass ich gleich dort sterbe. Mein Verstand hat mir natürlich gesagt: Du musst einfach gleich

»Alles, was ich tief in mir drinnen verschlossen hatte: Wut, Todesangst, Verzweiflung.«

9,99 Euro zahlen. Das Gefühl passte überhaupt nicht dahin.«

Sechs Jahre nach seiner Rückkehr fuhr er auf einer Landstraße gegen einen Baum. Er sagt, er erinnere sich nicht einmal mehr daran, ins Auto gestiegen zu sein. Er glaubt, dass er einen Flashback hatte, eine plötzliche Erinnerung, in der er das Gefühl hatte, wieder in Afghanistan zu sein. Den Polizisten, die ihn aus dem Auto zogen, erschien er verwirrt. Im Krankenhaus fragte er wieder und wieder nach seinem Gewehr. Er überlebte mit einem zertrümmerten Becken, acht gebrochenen Rippen, einem gebrochenen Lendenwirbel, einer gebrochenen Nase, einem Riss in der Milz und einem Bluterguss im Herzmuskel.

Es wurde für Engin immer schwerer, einen normalen Alltag aufrechtzuerhalten. Er war vergesslich und reizbar. Andere Soldaten schickten ihn schließlich



Der schmale Grat

Im Einsatz kommen zumeist viele Dinge auf Bundeswehrsoldatinnen zu. Klimatische Umstellung, harte Arbeit, lebensbedrohliche Situationen und Gefechte lassen auch am stärksten Geist Narben zurück.